

Vierzehntes Kapitel.

Steigen und Fallen.

Einige Tage nach diesem Zusammentreffen machte Albert von Morcerf dem Grafen von Monte Christo einen Besuch in seinem Hause in den Champs-Élysées, das bereits das Aussehen eines Palastes gewonnen hatte, wie es der Graf mit Hülfe seines unermesslichen Vermögens auch seinen vorübergehendsten Wohnungen zu geben pflegte. Er erneuerte ihm die Dankfagungen von Madame Danglars, die demselben vorher schon ein Brief, unterzeichnet Baronin Danglars, geborene Herminie von Servieux, überbracht hatte.

Albert erschien in Begleitung von Lucien Debray, der den Worten seines Freundes einige Komplimente beifügte, welche allerdings nicht officiell waren, über deren Quelle jedoch der Graf bei seinem Scharfblicke sich nicht täuschen konnte.

Es kam ihm sogar vor, als besuchte ihn Lucien durch einen doppelten Antrieb von Neugierde bewogen, und als entflöhe dieser Antrieb zur Hälfte der Rue de la Chaussée d'Antin. Er konnte in der That ohne Furcht vor einem Irrthum voraussetzen, daß Madame Danglars, außer Stande, mit ihren eigenen Augen das Innere eines Mannes kennen zu lernen, der Pferde für dreißigtausend Franken verschenkte und in die Oper mit einer Sklavin ging, welche für eine Million Diamanten trug, Augen, durch die sie gewöhnlich sah, beauftragt hatte, ihr einige Auskunft über dieses Innere zu ertheilen.

Aber der Graf gab sich den Anschein, als vermuthete er nicht den geringsten Zusammenhang zwischen dem Besuche von Lucien und der Neugierde der Baronin.

„Sie sind in beinahe beständigem Verkehr mit dem Baron Danglars?“ fragte er Albert von Morcerf.

„Ja, mein Herr Graf, Sie wissen, was ich Ihnen gesagt habe.“

„Das ist also immer noch im Plane?“

„Mehr als je, es ist eine abgemachte Sache,“ sagte Lucien.

Und von der Ueberzeugung ausgehend, dieses in das Gespräch gemischte Wort gebe ihm das Recht, demselben nun fremd zu bleiben, steckte Lucien sein Lorgnon in sein Auge, biß auf den goldenen Knopf seines Stöckchens und ging, mit aller Aufmerksamkeit die Waffen und Gemälde betrachtend, im Zimmer umher.

„Ah!“ rief Monte Christo, „wenn man Sie hörte, hätte man nicht an eine so schnelle Lösung der Sache glauben sollen.“

„Was wollen Sie, die Dinge schreiten vorwärts, ohne daß man es vermuthet; während wir nicht an sie denken, denken sie an uns, und wenn wir uns umbrehen, sind wir erstaunt über den Weg, den sie zurückgelegt haben. Mein Vater und Herr Danglars haben mit einander in Spanien gedient, mein Vater bei der Armee, Herr Danglars beim Proviantwesen. Mein Vater, den die Revolution zu Grunde gerichtet hatte, und Herr Danglars, der nie ein Erbgut besaß, legten dort den Grund, mein Vater zu seinem schönen politischen und militärischen Glück, Herr Danglars zu seinem bewunderungswürdigen politischen und finanziellen Glück.“

„Ja, in der That,“ erwiderte Monte Christo, „ich glaubte, Herr Danglars erzählte mir hievon während des Besuches, den ich ihm machte; und,“ sagte er einen Seitenblick auf Lucien werfend, der in einem Album blätterte, „und ist Fräulein Eugenie hübsch? denn so viel ich mich erinnere, heißt sie Eugenie.“

„Sehr hübsch, oder vielmehr sehr schön; aber von

einer Schönheit, die ich nicht zu schätzen weiß, denn ich bin ein Unwürdiger."

"Sie sprechen bereits davon, als ob Sie ihr Gatte wären."

"Oh!" rief Albert umherschauend, um ebenfalls zu sehen, was Lucien machte.

"Wissen Sie," sagte Monte Christo, die Stimme dämpfend, "wissen Sie, daß Sie mir nicht sehr enthusiastisch für diese Heirath zu sein scheinen."

"Fräulein Danglars ist zu reich für mich, und das erschreckt mich," erwiderte Morcerf.

"Bah!" versetzte Monte Christo, "ein schöner Grund: sind Sie nicht selbst reich?"

"Mein Vater hat so etwas . . . wie fünfzigtausend Franken Rente und wird mir vielleicht zehn bis zwölf bei meiner Verheirathung geben."

"Das sieht allerdings bescheiden aus, besonders in Paris," sagte der Graf; "aber das Vermögen ist nicht Alles auf dieser Welt, ein schöner Name und eine hohe gesellschaftliche Stellung haben auch ihren Werth. Ihr Name ist berühmt, ihre Stellung glänzend, der Graf von Morcerf ist ein Soldat, und man liebt es, die Unantastbarkeit eines Bayard mit der Armuth von Dugesclin sich vermählen zu sehen; die Uneigennützigkeit ist der schönste Sonnenstrahl, in welchem ein edler Degen erglänzen kann. Ich finde im Gegentheil diese Verbindung im höchsten Grade passend: Fräulein Danglars bereichert Sie und Sie adeln das Fräulein!"

Albert schüttelte den Kopf und blieb nachdenkend.

"Es ist dabei noch etwas Anderes," sagte er.

"Ich gestehe, daß ich diesen Widerwillen gegen ein junges, reiches und schönes Mädchen nicht zu begreifen im Stande bin," sagte der Graf.

"O mein Gott!" rief Morcerf, "dieser Widerwillen, wenn wirklich ein Widerwillen stattfindet, kommt nicht ganz von meiner Seite."

„Von welcher Seite denn? Sagten Sie mir nicht, Ihr Vater wünsche diese Heirath?“

„Von Seiten meiner Mutter, und meine Mutter ist ein kluges, sicheres Auge. Sie lächelt nicht zu dieser Verbindung, sie hat irgend ein Vorurtheil gegen die Danglars.“

„Oh! das läßt sich begreifen,“ sprach der Graf mit einem etwas gezwungenen Tone; „die Frau Gräfin von Morcerf, welche die Distinction, die Aristokratie, die Feinheit in Person ist, zögert ein wenig, eine gemeinbürgerliche; dicke, rohe Hand zu berühren, und das ist natürlich.“

„Ich weiß nicht, ob dies der Fall ist,“ entgegnete Albert, „weiß jedoch, daß diese Heirath, wenn sie wirklich stattfindet, meine Mutter unglücklich machen wird. Man sollte sich schon vor sechs Wochen versammeln, um sich über die Vertragsverhältnisse zu besprechen, aber sie wurde dergestalt von der Migräne befallen . . .“

„Von einer wirklichen?“ fragte der Graf lächelnd.

„Oh! gewiß von einer wirklichen, ohne Zweifel in Folge der Furcht . . . so daß man die Zusammenkunft auf zwei Monate verschob. Sie begreifen, es eilt nicht, ich bin noch nicht einundzwanzig Jahre alt und Eugenie erst siebenzehn; doch die zwei Monate sind in der nächsten Woche abgelaufen, und man muß sich am Ende hingeben. Sie können sich nicht vorstellen, mein lieber Graf, in welcher Verlegenheit ich mich befinde . . . Ah! wie glücklich sind Sie doch, Sie freier Mann!“

„Nun, so seien Sie auch frei, ich frage Sie, wer hindert Sie daran?“

„Oh, es würde meinem Vater einen zu großen Verdruß bereiten, wenn ich Fräulein Danglars nicht heirathete.“

„So heirathen Sie das Fräulein,“ sprach der Graf mit einer seltsamen Bewegung der Achsel.

„Ja, aber meiner Mutter würde diese Verbindung nicht Verdruß, sondern Schmerz bereiten.“

„Dann heirathen Sie das Fräulein nicht,“ sagte der Graf.

„Ich werde es versuchen; nicht wahr, Sie geben mir Ihren Rath, und wenn es Ihnen möglich ist, entziehen Sie mich dieser Verlegenheit? Oh! um meiner vorzüglichen Mutter keinen Kummer zu bereiten, würde ich mich, glaube ich, mit meinem Vater entzweien.“

Monte Christo wandte sich ab, er schien bewegt.

„Ei!“ sagte er zu Debray, der in einem tiefen Fauteuil am Ende des Salon saß und in der rechten Hand einen Bleistift, in der linken ein Carnet hielt, „ei! was machen Sie denn? Eine Skizze nach Poussin?“

„Ich?“ erwiderte er ruhig, „oh ja wohl! eine Skizze, dazu liebe ich die Malerei zu sehr! Nein, ich mache ganz das Entgegengesetzte von der Malerei, ich mache Zahlen.“

„Zahlen?“

„Ja, ich rechne, und das geht Sie unmittelbar an, Vicomte; ich berechne, was das Haus Danglars bei dem letzten Steigen der Hayti-Papiere gewinnen mußte; von 206 stiegen sie in drei Tagen auf 409, und der kluge Banquier hatte viel um 206 gekauft. Er muß dreimalhundert tausend Franken gewonnen haben.“

„Das ist noch nicht sein bester Schlag,“ sagte Morcerf; „hat er nicht in diesem Jahre eine Million auf den spanischen Bons gewonnen?“

„Hören Sie, mein lieber Lucien, hier ist der Herr Graf von Monte Christo, der Ihnen, wie die Italiener, sagen wird:

Denaro e santita
Metà della metà *).

Und das ist noch viel. Wenn man mir solche Geschichten erzählt, so zucke ich auch gewöhnlich die Achseln.“

*) Beim Gelde und bei der Heiligkeit zieht die Hälfte von der Hälfte ab.

„Doch Sie sprachen von Hayti?“ fragte Monte Christo.

„Oh! Hayti, das ist etwas Anderes, das ist das Ecarté der französischen Agiotage. Man kann die Bouillote lieben, für das Whist eingenommen sein, für das Boston schwärmen, und dennoch aller dieser Spiele überdrüssig werden; aber zu dem Ecarté kehrt man immer wieder zurück. So hat Herr Danglars gestern zu 406 verkauft und steckt dreimalhundert tausend Franken ein, hätte er bis heute gewartet, so würde er, da diese Papiere wieder bis auf 205 gesunken sind, statt dreimalhundert tausend Franken zu gewinnen, zwanzig bis fünf und zwanzig tausend verloren haben.“

„Und warum sind diese Papiere von 409 auf 205 gefallen?“ fragte Monte Christo. „Entschuldigen Sie, ich bin sehr unwissend in allen diesen Börsenintriguen.“

„Weil die Nachrichten sich folgen, aber nicht sich gleichen,“ antwortete Albert lachend.

„Ah Teufel!“ rief der Graf; „Herr Danglars spielt also so hoch, daß er an einem Tage dreimalhundert tausend Franken gewinnen oder verlieren kann! Da muß er wohl ungeheuer reich sein?“

„Er ist es nicht, der spielt,“ rief Lucien lebhaft, „es ist Madame Danglars; sie ist wahrhaftig unerschütterlich.“

„Aber Sie, der Sie ein vernünftiger Mann sind, Lucien, Sie, der Sie die geringe Haltbarkeit der Nachrichten kennen, der Sie an der Quelle sitzen, Sie sollten Sie abhalten,“ sprach Morcerf mit einem Lächeln.

„Wie vermöchte ich dies, da es ihrem Manne nicht gelingt?“ fragte Lucien. „Sie kennen den Charakter der Baronin; Niemand hat Einfluß auf sie, und sie thut durchaus nur, was sie will.“

„O! wenn ich an Ihrer Stelle wäre,“ sprach Albert.

„Nun?“

„Ich wollte sie heilen; das hieße ihrem künftigen Schwiegersohne einen Dienst leisten.“

„Wie dies?“

„Ah bei Gott! das ist sehr leicht. Ich würde ihr eine Lektion geben.“

„Eine Lektion?“

„Ja; Ihre Stellung als Secretär des Ministers verleiht Ihnen großes Ansehen in Beziehung auf Neuigkeiten; Sie dürfen nur den Mund öffnen und die Wechselagenten stenographiren so schnell als möglich Ihre Worte; lassen Sie die Baronin hundert tausend Franken Schlag auf Schlag verlieren, und sie wird klug werden.“

„Ich begreife nicht,“ stammelte Lucien.

„Es ist doch ganz klar,“ erwiderte der junge Mann mit einer Naivetät, welche durchaus nichts Geheucheltes hatte; „melden Sie ihr an einem schönen Morgen irgend etwas Unerhörtes, eine telegraphische Nachricht, die nur Sie allein wissen können, zum Beispiel, Heinrich IV. sei gestern bei Gabrielle gesehen worden; das macht die Fonds steigen, sie richtet ihren Börsenschlag darnach ein und verliert sicherlich, wenn Beauchamp den andern Tag in seine Zeitung schreibt:

„Mit Unrecht behaupten wohlunterrichtete Leute, König Heinrich IV. sei gestern bei Gabrielle gesehen worden; diese Sache ist völlig unrichtig; König Heinrich IV. hat den Pont-Neuf nicht verlassen.“

Lucien spitzte den Mund zu einem Lächeln. Obgleich scheinbar gleichgültig, hatte Monte Christo doch kein Wort von dieser Unterredung verloren, und sein durchdringendes Auge hatte sogar ein Geheimniß in der Verlegenheit des Secretärs zu entdecken geglaubt.

Es war Folge von dieser Verlegenheit, von der Albert nicht das Geringste wahrnahm, daß Lucien seinen Besuch abkürzte; er fühlte sich offenbar unbehaglich. Der Graf sagte ihm, während er ihn bis zur Thüre geleitete, ein paar Worte mit leiser Stimme, worauf er erwiderte:

„Sehr gern, mein Herr Graf; ich nehme es an.“

Der Graf kehrte zu Albert von Morcerf zurück und sprach:

„Denken Sie nicht, wenn Sie sich die Sache überlegen, daß Sie Unrecht gehabt haben, so über Ihre Schwiegermutter in Gegenwart von Herrn Debray zu reden?“

„Ich bitte, Graf,“ versetzte Morcerf, „sagen Sie dieses Wort nicht mehr.“

„Wahrhaftig und ohne Uebertreibung, ist die Gräfin in diesem Grade gegen die Heirath eingenommen?“

„Dergestalt, daß die Baronin nur selten in unser Haus kommt, und daß meine Mutter, glaube ich, nicht zweimal in ihrem ganzen Leben bei Madame Danglars gewesen ist.“

„Das ermutigt mich, offenherzig mit Ihnen zu sprechen,“ sagte der Graf: „Herr Danglars ist mein Banquier, Herr von Villefort hat mich mit Höflichkeiten überhäuft, indem er mir seinen Dank für einen Dienst aussprach, den ich ihm zufällig zu leisten im Stande war. Ich errathe unter allem Dem eine Lauwine von Mittagsmahlen und Abendunterhaltungen; um aber nicht den Anschein von prunkhaften Vorbereitungen zu haben, und wenn Sie wollen, um mir das Verdienst des Zuorkommens zu machen, gedenke ich, Herrn und Madame Danglars und Herrn und Frau von Villefort in meinem Landhause in Auteuil zu versammeln. Wenn ich nun Sie, sowie den Herrn Grafen und die Frau Gräfin von Morcerf, zum Mittagessen einlade, wird es nicht aussehen, wie eine Art von hochzeitlichem Rendezvous, oder wird nicht wenigstens die Frau Gräfin von Morcerf die Sache so betrachten, besonders wenn der Herr Baron von Danglars mir die Ehre erweist, seine Tochter mitzubringen? Dann wird Ihre Mutter einen Abscheu gegen mich fassen, und ich will dies durchaus nicht, denn es ist mir Alles daran gelegen, sagen Sie ihr dies, so oft sich Gelegenheit dazu bietet, in geneigtem Andenken bei ihr zu stehen.“

„Meiner Treue, Graf, ich danke Ihnen, daß Sie mit so viel Offenherzigkeit mit mir sprechen, und ich nehme die Ausschließung an, die Sie mir vorschlagen. Sie sagen, es sei Ihnen daran gelegen, in geneigtem Andenken bei meiner Mutter zu bleiben, während Sie bereits in voller Werthschätzung bei ihr stehen.“

„Sie glauben?“ sprach Monte Christo mit Theilnahme.

„Oh! ich bin dessen gewiß. Als Sie uns neulich verließen, plauderten wir noch eine ganze Stunde von Ihnen. Doch ich komme auf das zurück, worüber wir so eben sprachen. Nun wohl, wenn meine Mutter diese Aufmerksamkeit von Ihrer Seite kennen würde, und ich es wagte, ihr dieselbe mitzutheilen, ich bin überzeugt, sie wüßte Ihnen den innigsten Dank dafür; mein Vater würde allerdings nicht in geringe Wuth gerathen.“

Der Graf erwiderte lachend:

„Sie sind nun in Kenntniß gesetzt. Doch ich denke, Ihr Vater wird keinen Anlaß haben, wüthend zu werden; Herr und Madame Danglars werden mich als einen Menschen von sehr schlechten Manieren betrachten. Sie wissen, daß ich in vertrautem Umgang mit Ihnen lebe, daß Sie sogar mein ältester pariser Bekannter sind, und werden mich, wenn Sie sie nicht bei mir finden, fragen, warum ich Sie nicht eingeladen habe. Suchen Sie sich wenigstens mit der Annahme einer früheren Einladung von einiger Wahrscheinlichkeit zu bewaffnen und theilen Sie mir diese durch ein paar Worte mit. Sie wissen, bei den Banquiers ist nur das Geschriebene gültig.“

„Ich gedenke etwas Besseres zu thun, Herr Graf,“ erwiderte Albert; „meine Mutter wünscht die Seeluft einzuathmen. Auf welchen Tag ist Ihr Mittagessen bestimmt?“

„Auf Sonnabend.“

„Wir haben heute Dienstag, morgen Abend reisen

wir ab, übermorgen früh sind wir im Treport. Sie sind ein bezaubernder Mann, Herr Graf, daß Sie den Leuten die Dinge so nach ihrer Bequemlichkeit und zu ihrer Zufriedenheit einrichten."

"Ich! in der That, Sie halten mich für mehr, als ich wirklich werth bin; ich wünsche Ihnen nur angenehm zu sein."

"An welchem Tage haben Sie Ihre Einladung gemacht?"

"Heute."

"Gut! ich laufe zu Herrn Danglars und kündige ihm an, daß ich morgen mit meiner Mutter Paris verlasse. Ich habe Sie nicht gesehen, und weiß folglich nichts von Ihrem Mittagsbrode."

"Sind Sie verrückt, mein Lieber! hat Sie nicht Herr Debray bei mir gesehen?"

"Ah, das ist richtig!"

"Im Gegentheil, ich habe Sie gesehen und hier ohne Umstände eingeladen, und Sie haben mich ganz einfach geantwortet, Sie könnten nicht mein Gast sein, weil Sie nach dem Treport abreisen würden."

"Wohl, das ist abgemacht; aber Sie, werden Sie meine Mutter vor morgen besuchen?"

"Vor morgen, das ist schwierig, insofern ich mitten in Ihre Vorbereitungen zur Reise fallen würde."

"Thun Sie etwas Besseres, und Sie werden ein anbetungswürdiger Mann sein."

"Was soll ich thun, um zu dieser Erhabenheit zu gelangen?"

"Was Sie thun sollen?"

"Das frage ich Sie."

"Sie sind heute frei wie die Luft, kommen Sie zu uns, und speisen Sie mit uns zu Mittag; wir sind nur in kleinem Comité: Sie, meine Mutter und ich. Sie haben meine Mutter kaum bemerkt; doch Sie werden sie von Nahem sehen. Es ist eine merkwürdige Frau, und ich bedaure nur, daß nicht ihres Gleichen

mit zwanzig Jahren weniger lebt; dann würde es bald eine Gräfin und eine Vicomtesse von Morcerf geben. Meinen Vater finden Sie nicht, er hat Commissionsführung und speist bei dem Herrn Großreferendar. Kommen Sie, wir plaudern von Reisen: Sie, der Sie die ganze Welt gesehen haben, erzählen uns von Ihren Abenteuern; Sie theilen uns die Geschichte der schönen Griechin mit, welche kürzlich mit Ihnen in der Oper war und von Ihnen Ihre Sklavin genannt wird, während Sie dieselbe wie eine Prinzessin behandeln. Wir sprechen Italienisch, Spanisch; willigen Sie ein, meine Mutter wird Ihnen dafür dankbar sein."

"Tausend Dank," erwiderte der Graf, Ihre Einladung ist äußerst liebenswürdig, und ich bedaure es lebhaft, daß ich sie nicht annehmen kann. Ich bin nicht frei, wie Sie wähten, sondern ich habe im Gegentheil ein höchst wichtiges Rendezvous."

"Ah! nehmen Sie sich in Acht, Sie haben mich so eben gelehrt, wie man sich in Beziehung auf ein Mittagbrod einer Unannehmlichkeit überhebt. Ich bedarf eines Beweises. Glücklicher Weise bin ich nicht Banquier wie Herr Danclars, wohl aber, das sage ich Ihnen, ebenso neugierig als er."

"Ich werde Ihnen auch den Beweis geben," erwiderte der Graf.

Und er läutete.

"Hm!" bemerkte Morcerf, „das ist schon zum zweiten Male, daß Sie es ausschlagen, mit meiner Mutter zu Mittag zu speisen. Es muß dies auf einem bestimmten Beschlusse beruhen, Graf.“

Der Graf entgegnete leicht bebend:

"Oh! Sie glauben das nicht; überdies kommt hier mein Beweis.“

Baptistin trat ein und blieb wartend an der Thüre stehen.

"Sie müssen zugeben, daß ich von Ihrem Besuche

nicht zuvor unterrichtet war?" fragte der Graf den Vicomte.

"Bei Gott! Sie sind ein so außerordentlicher Mann, daß ich nicht dafür stehen würde."

"Ich konnte wenigstens nicht ahnen, daß Sie mich zum Mittagessen einladen dürften?"

"Das ist wahrscheinlich."

"Wohl, so hören Sie; Baptistin, was sagte ich Ihnen, als ich Sie diesen Morgen in mein Arbeitscabinet rief."

"Sie befahlen mir, die Thüre des Herrn Grafen schließen zu lassen, sobald es fünf Uhr geschlagen hätte," antwortete der Diener.

"Hernach."

"Oh! mein Herr Graf . . ." rief Albert.

"Nein, nein! ich muß mich durchaus von dem geheimnißvollen Rufe frei machen, den Sie mir zugezogen haben, mein lieber Vicomte: es ist zu schwer, ewig den Manfred zu spielen. Ich will in einem gläsernen Hause leben. Hernach . . . fahren Sie fort, Baptistin."

"Hernach hießen Sie mich nur den Herrn Major Bartolomeo Cavalcanti empfangen."

"Sie hören, den Herrn Major Bartolomeo Cavalcanti, einen Mann von dem ältesten Adel Italiens, dessen Namen Dante zu verherrlichen bemüht war, . . . Sie erinnern sich oder Sie erinnern sich nicht, in dem zehnten Gesange der Hölle; ferner seinen Sohn, einen reizenden jungen Mann, ungefähr von Ihrem Alter, Vicomte, der denselben Titel führt wie Sie, und in die Pariser Welt mit den Millionen seines Vaters eintritt. Der Major bringt mir diesen Abend seinen Sohn Andrea, den Contino, wie wir in Italien sagen. Er will ihn mir anvertrauen, und ich werde sein Glück zu fördern suchen, wenn er einiges Verdienst besitzt. Nicht wahr, Sie helfen mir?"

"Ganz gewiß! Dieser Major Cavalcanti ist wohl ein alter Freund von Ihnen?" fragte Albert.

„Keines Wegs, es ist ein würdiger, sehr höflicher, sehr bescheidener, sehr discreter Herr, wie es in Italien eine Menge gibt. Ich habe ihn wiederholt in Florenz, in Bologna, in Lucca gesehen, und er benachrichtigte mich von seiner Ankunft. Die Reisebekanntschaften sind anspruchsvoll: sie verlangen überall von uns die Freundschaft, die wir ihnen zufällig einmal erzeigt haben, als hätte nicht der civilisirte Mensch, der eine Stunde mit gleichviel wem zu leben weiß, stets seinen Hintergedanken! Dieser gute Major Cavalcanti besucht Paris wieder, das er nur einmal im Vorübergehen unter der Kaiserherrschaft gesehen hat, als er sich in Moskau einfrieren zu lassen im Begriffe war. Ich gebe ihnen ein gutes Mittagmahl, er läßt mir seinen Sohn hier, ich verspreche ihm denselben zu überwachen, ich lasse ihn alle Thorheiten begehen, die es ihm zu machen belieben wird, und wir sind quitt.“

„Vortrefflich! rief Albert, „ich sehe, Sie sind ein kostbarer Mentor. Gott befohlen, bis Sonntag sind wir zurück. Doch, ich habe Nachricht von Franz erhalten.“

„Ah! wirklich? gefällt er sich immer noch in Italien.“

„Ich denke ja; er bedauert indessen, daß Sie nicht mehr dort sind, denn er sagt, Sie seien die Sonne von Rom, und ohne Sie herrsche dort trübes Wetter; ich weiß nicht, ob er nicht sogar behauptet, es regne dort.“

„Er ist also von seiner Ansicht über mich zurückgekommen?“

„Im Gegentheil, er beharrt darauf, Sie für phantastisch im höchsten Grade zu halten; darum bedauert er Ihre Abwesenheit.“

„Ein liebenswürdiger junger Mann,“ versetzte Monte Christo; „ich fühlte für ihn eine lebhaftere Sympathie schon am ersten Abend, als ich ihn irgend ein Nachtmahl suchen sah, und er das meinige anzunehmen

die Güte hatte. Er ist, glaube ich, ein Sohn des General d'Epinau?"

"Ganz richtig."

"Desselben, welcher im Jahr 1815 auf eine so erbärmliche Weise ermordet wurde?"

"Durch die Bonapartisten."

"So ist es! Meiner Treue, ich liebe ihn! Liegt für ihn nicht auch ein Heirathsplan vor?"

"Ja, er soll sich mit Fräulein von Willefort vermählen."

"Ist es wahr?"

"Wie ich Fräulein Danglars heirathen soll," erwiderte Albert lachend.

"Sie lachen?"

"Ja."

"Warum lachen Sie?"

"Ich lache, weil es mir vorkommt, als erblickte ich auf jener Seite eben so viel Sympathie für die Heirath, als anderseits für eine Verbindung zwischen mir und Fräulein Danglars stattfindet. Doch wahrlich, mein lieber Graf, wir plaudern von Frauen, wie die Frauen von Männern plaudern. Das ist unverzeihlich!"

Albert stand auf.

"Sie gehen?"

"Die Frage ist gut! Seit zwei Stunden quäle ich Sie, und Sie haben die Höflichkeit, mich zu fragen, ob ich gehe! In der That, Graf, Sie sind der artigste Mann der Erde! Und Ihre Bedienten, wie sind sie dressirt! besonders Herr Baptistin; ich konnte nie einen solchen Menschen bekommen. Die meinigen scheinen alle ein Beispiel an denen des Théâtre-Français zu nehmen, welche, gerade weil sie nur ein Wort zu sagen haben, dieses immer auf der Rampe sagen. Wenn Sie Ihren Baptistin entlassen, so bitte ich, mir den Vorzug zu gönnen."

"Abgemacht, Vicomte."

„Das ist noch nicht Alles, warten Sie: machen Sie Ihrem discreten Luckeser, dem Herrn Cavalcanti dei Cavalcanti mein Compliment, und wenn ihm zufällig daran gelegen sein sollte, seinen Sohn zu verheirathen, so suchen Sie ihm eine sehr reiche, sehr edle Frau, wenigstens von Seiten ihrer Mutter, und ganz und gar eine Baronin von Seiten ihres Vaters. Ich werde Sie dabei unterstützen.“

„Oh! Oh!“ erwiderte Monte Christo, „sind Sie in der That so weit?“

„Ja.“

„Meiner Treue, man muß auf nichts schwören.“

„Ah! Graf,“ rief Morcerf, „welchen Dienst würden Sie mir leisten, und wie wollte ich Sie noch hundertmal mehr lieben, wenn ich mit Ihrer Hülfe Jungeselle bliebe, und wäre es nur zehn Jahre lang.“

„Alles ist möglich,“ erwiderte Monte Christo mit ernstem Tone.

Und sich von Albert verabschiedend, trat er in sein Cabinet und schlug dreimal auf sein Glöckchen.

Bertuccio erschien.

„Herr Bertuccio,“ sprach der Graf, Sie sollen erfahren, daß ich Sonnabend in meinem Hause in Auteuil empfangen.“

Bertuccio erwiderte leicht schauernd:

„Gut, gnädiger Herr.“

„Ich bedarf Ihrer,“ fuhr der Graf fort, „damit Alles auf eine anständige Weise vorbereitet wird. Das Haus ist sehr schön, oder kann wenigstens sehr schön sein.“

„Man müßte zu diesem Behufe Alles verändern, Herr Graf, denn die Tapeten haben gealtert.“

„Verändern Sie Alles, mit Ausnahme des mit rothem Damast tapezirten Schlafzimmers; dieses lassen Sie ganz, wie es ist.“

Bertuccio verbeugte sich.

„Den Garten berühren Sie ebenfalls nicht; aber

aus dem Hofe, zum Beispiel, machen Sie Alles, was Sie wollen; es wird mir sogar angenehm sein, wenn man ihn nicht zu erkennen vermag."

"Ich werde thun, was in meinen Kräften liegt um den Herrn Grafen zufrieden zu stellen; übrigens wäre ich ruhiger, wenn der Herr Graf mir seine Absichten in Beziehung auf das Mittagmahl nennen wollte."

"In der That, mein lieber Herr Bertuccio, seitdem Sie in Paris sind, finde ich Sie ganz verändert, ganz ängstlich; kennen Sie mich denn nicht mehr?"

"Seine Excellenz könnte mir doch wenigstens sagen, wen sie empfängt."

"Ich weiß es noch nicht, und Sie brauchen es ebenfalls nicht zu wissen. Lucullus speist bei Lucullus, und damit ist es genug."

Bertuccio verbeugte sich und ging ab.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Major Cavalcanti.

Weder der Graf noch Baptistin logen, als sie Morcef den Besuch des luckefischen Majors ankündigten, der Monte Christo als Vorwand diente, um das ihm angebotene Mittagmahl von sich zu weisen.

Es schlug sieben Uhr, und Herr Bertuccio war dem Befehle gemäß, den er erhalten hatte, seit zwei Stunden nach Nuteuil abgereist, als ein Fiacre vor der Thüre des Hotel anhielt, aber wieder ganz be-